

# DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5  
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und  
Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111r/ Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:  
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark /  
Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertions-  
preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1910

BERLIN/DONNERSTAG DEN 21. JULI 1910/WIEN

NUMMER 21



Zeichnung von Oskar  
Kokoschka zu dem  
Drama:  
Mörder, Koffnung  
der Frauen

**INHALT:** HEINRICH REBENSBURG: Gottesfurcht —  
Königstreue / OTTO SOYKA: Der farblose Krieg /  
PAUL SCHEERBART: Nackte Kultur / RUDOLF  
KURTZ: Das Nilpferd / ELSE LASKER-SCHÜLER:  
Oskar Kokoschka / ALFRED DÖBLIN: Gespräche  
mit Kalypso über die Musik / J. A.: Von Erfolgen  
österreichischer Literatur / KARL VOGT: Der Fall  
Nissen / MYNONA: Zur Tötlichkeit des Sächselns /  
OSKAR KOKOSCHKA: Zeichnung / Karikatur:  
Sudermann

## Gottesfurcht und Königstreue Excellenz August Lentze

Von Heinrich Rebensburg

„Wir alle, die wir hier versammelt sind, die Vertreter der Stadt wie der Regierung, bringen Ihnen ein hohes Mass herzlichen Vertrauens entgegen, gegründet auf die Erkundigungen, die wir über Ihre bisherige Dienstführung haben einziehen können. Wir alle geben uns der Hoffnung hin, dass sie der berufene Mann sein werden, die Geschicke dieser fröhlich aufblühenden Stadt zu leiten.“ —

Also sprach Kreuzwendedich von Rhein-  
baben, Regierungspräsident zu Düsseldorf, als  
er am 14. Februar 1899 den Oberbürgermeister  
August Lentze in Barmen in sein Amt einführte.

„Unter wenigen Berufenen ist die Wahl schliess-  
lich auf Sie gefallen. Herr Oberbürgermeister, und  
zwar einstimmig. — Das beste Zeichen und die beste  
Gewähr für — wie wir hoffen — ein gedeihliches und  
einmütiges Zusammenwirken zwischen Ihnen und den  
städtischen Vertretern.“

August Lentze brachte eine glänzende Ver-  
setzungszensur mit, und war von vornherein be-  
strebt, auch diese Klasse, die ihn dem Reifezeugnis  
für Berlin um den entscheidenden Schritt näher-  
bringen sollte, mit Erfolg zu absolvieren. Seine  
Laufbahn begann im schönsten Teil Deutschlands,  
wo die Landesväter noch dicht gesät sind und  
wo es ihm bei seinem Talent für staatserhaltende  
Pathetik nicht schwer geworden war, „nach oben  
hin“ bedeutsam aufzufallen. Jetzt aber war der  
Reuße ein Preuße geworden, der neue Gehrock ver-  
mochte kaum die teutsche Männerbrust zu um-  
spannen, die im starken Gefühl ihrer großen Zu-  
kunft mächtig anschwell.

Nun kam die Reihe an August Lentze; be-  
deutend tat er den Mund auf und redete gewaltig  
und viel. Unter der gequadrten Stirn schmet-  
terten martialische Blicke hervor, aus dem derb  
gehauenen Gesicht reckte sich in breitem Relief  
seine wuchtige Nase, drunter zuckte ein Schnauz-  
bart, wie ihn kein Gardefeldwebel zorniger dar-  
stellen kann — und gegen den klappte sein Unter-  
kiefer, auf den das kräftigste Nürnberger Nuß-  
knackmandl mit Neid geschickt hätte — so stand  
er da und redete, stämmig und solide, wie nur



ein Westfale aus Soest! Pompös wie ein Erzbild für Berlin! Ganz — Staatserhaltung, jeder Zoll Bürgermeisterstolz vor Stadtverordneten! — —

„Und wenn ich nun, meine verehrten Herren, hiermit mein neues Amt übernehme, so geschieht dieses mit dem Wunsche, dass der allmächtige Gott mir die Kraft und Einsicht schenken möge, dass ich es richtig verwalte. Alles, was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen, damit, wenn ich demaleinst von diesem Posten abtreten muss, man auch von mir sagen kann, dass meine Amtsführung von Segen und Nutzen für die Stadt Barmen gewesen ist. Das walte Gott!“

Kreuzwendedich staunte. Dieser Mann griff sogar ihm ans Herz. Liebe auf den ersten Blick, Liebe über das Grab hinaus! — Gewiß, jeder Regierungsassessor, der seine Ideale nicht in bürgerliche Horizonte eindämmt, sondern den Höhen der Menschheit anpaßt, muß sich beizeiten mit dem lieben Gott gut stellen und bei illustren Gelegenheiten dies gute Einvernehmen tunlichst paradien lassen, aber Leute, die solche Worte mit ihrer Figur so ausfüllen können, wie August Lentze, sind immer seltener geworden im Lande Preußen. Kreuzwendedich notierte ihn, mit drei Kreuzen. Für Berlin . . . irgendwie . . .

Den guten Barmern schlug das Herz, die Stadträteaugen wurden naß: Das war ein Mann! Mit ihm vereint konnten sie getrost das kommende Jahrhundert in die Schranken fordern. — Wie in den meisten alten Wuppertaler Fabriken, hatte man's auch in der Stadtverwaltung bisher gut patriarchalisch gehalten. Der selige Herr Amtsvorgänger saß zwanzig Jahre lang auf dem Bürgermeisterthron, und nur der Tod konnte ihn verdrängen. Am hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten war der Grundstein der Barmer Ruhmeshalle gelegt worden; der alte totkranke Oberbürgermeister konnte das prächtige Fest nicht mitfeiern, da zog der mitwirkende Sängerkhor, über fünfhundert Männer — in Barmen kommt auf je tausend Einwohner ein Musikverein — vom Festplatz vor die Amtswohnung des Stadtoberhauptes und sang: Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre! Dankend grüßte er am Fenster — und tausend Augen draußen wurden feucht. — So hatte man mit dem Stadtherrscher gestanden — und so gedachte man's auch mit dem neuen Herrn zu halten.

Den guten Barmern schlug das Herz: der Mann da fand Worte, wie sie ins Wuppertal paßten, in das gelobte Land der dichtgefüllten Fabriken und der dichtgefüllten Kirchen, in die Metropole des deutschen Protestantismus. — „Wenn ich demaleinst von diesem Posten abtreten muß . . .“ — Nun ja, wir sind Gäste nur auf Erden, und unser Leben stehet in Gottes Hand: Hunderttausend fromme Barmer beteten brünstiglich, daß der himmlische Herrscher über Leben und Tod diesen herrlichen Mann ihnen nicht so bald wie den Vorgänger entreißen und zu seinen Vätern versammeln möge.

August Lentze aber hatte es anders beschlossen. Er wollte mit diesem Satz die guten Barmer warnen, ihnen auf gut irdisch andeuten, daß wir hienieden keine bleibende Statt haben, sondern immer eine zukünftige suchen. — Was galt ihm Barmen? Ein gutes Versetzungszeugnis! Darnach ging sein Streben.

Und ein geradezu unglaubliches Glück half ihm. Ueber unzähligen Projekten und angefangenen Arbeiten war sein Vorgänger gestorben. August Lentze führte sie aus oder zu Ende — und überall erntete er den Ruhm und eine gute Note. Die begonnene Wupperregulierung und die Kanalisierung der Stadt brachte er zum Abschluß, und die große Barmer Talsperre konnte er einweihen. Der Barmer Teil der berühmten Schwebebahn wurde von ihm eröffnet. Rechtzeitig brannte das Barmer Stadttheater ab, und August Lentze ermöglichte es durch städtische Geldhilfe einer Aktiengesellschaft den stattlichen Neubau zu errichten. 1900 schon enthüllte er vor dem alten Rathaus ein übles Bismarckdenkmal. 1903 wurde auf eifriges Betreiben einiger Wuppertaler Finanzleute und des damaligen Barmer Gymnasialoberlehrers Bamler, des jetzt rühmlich bekannten Aeronauten, der Niederrheinische Verein für Luftschiffahrt in Barmen gegründet und August Lentze zum ersten Vorsitzenden erwählt. Immer glänzte er, und meistens waren hohe Herren aus Düsseldorf, Coblenz oder gar Berlin zugegen. — Nach dem Tode des Elberfelder Bürgermeisters Jaeger tauchte der Plan auf, die beiden großen Industriestädte unter einem Oberhaupt zu vereinigen. Es wurde zwar nichts draus, aber August Lentze war während der Verhand-

lungen sehr sympathisch aufgefallen und in Berlin bedeutsam ventiliert worden.

Dann kam sein Patron Kreuzwendedich mit den wohlgesinnten Notizen nach Berlin und erzählte dem Kaiser von August Lentze und seiner patriotischen Figur. Doch schon schrieb August Lentze selbst einen markigen Untertanenbrief, und Majestät möchten allergnädigst nach Bremen kommen und höchstselbst die Ruhmeshalle einweihen. Der Kaiser beschloß, diesen herrlichen Mann sich selbst einmal anzuschauen, und fuhr im Oktober 1900 nach Barmen. Mit Weib und Kind, und Mann und Roß und Wagen. Daß den guten Barmern Hören und Sehen verging! Nur August Lentze fand Worte — und was für Worte:

„Möge die Ruhmeshalle stets nur hinabschauen auf ein der Väter und des deutschen Namens würdiges Geschlecht, möge sie jedem sie aufsuchenden bedrängten und verzagten patriotischen Herzen neuen Mut und neue Kraft einflößen und möge sie sein für alle Zeiten der Ausgangspunkt für Bildung und Kunst, für Vaterlandsliebe und Königstreue in unserer Stadt! Wenn das eintritt, was Gott der Herr in Gnaden fügen möge, dann ist die Ruhmeshalle in Wahrheit ein Kaiserdenkmal im edelsten Sinne des Wortes.“

August Lentze geleitete die Majestäten in die Ruhmeshalle und bot dem Kaiser den Ehrentrunk — — und schloß mit den Worten:

„Mit diesem Gelöbnis biete ich untertänigst Euer Majestät den Ehrentrunk der Stadt Barmen dar und bitte ihn in Gnaden anzunehmen.“

Der Kaiser hob den Goldpokal voll edelster Liebfrauenmilch an die Lippen, aber zu trinken vermochte er nicht: er sah nur August Lentze! — Dieser Mann fand Worte, deren jedes wie eine Säule für Thron und Altar dastand, er hatte die rechte Art, vor Untertanen mit seinem König zu reden, er verstand die Feste zu feiern wie sie fielen, und Könige königlich zu empfangen. — —

Doch die Ruhmeshalle hatte noch einen dunklen Punkt. Im Hauptraum standen unter schaurig-buntem Oberlicht zwei fahle Marmormänner, aber der dritte Platz war noch leer: August Lentze wagte die große Bitte an seinen gnädig geneigten Herrscher — und erhielt die allerhöchste Genehmigung, an dieser Stelle das erste Standbild Wilhelms des Zweiten, das je in deutschen Landen gesehen ward, zu errichten.

August Lentze hatte den Rekord der Gottesfurcht und Königstreue geschlagen. Kreuzwendedich behielt Recht, und der Kaiser gelobte sich, diesen Mann nicht zu vergessen. — Zehn Minuten waren im Programm für den Aufenthalt des Kaisers in der Ruhmeshalle vorgesehen — und über eine Stunde dauerte er. Endlich riß er sich mit ungemein herzlichen Abschiedsworten von August Lentze los. — Und nach anderthalb Jahren kam der Marmorkaiser von Begas, und die Stadt durfte ihn teuer bezahlen, und August Lentze weihte ihn mit erhebenden Worten.

Indes — Barmen ist recht weit von Berlin entfernt. Das fühlte August Lentze, als die patriotischen Feste in Barmen spärlicher wurden und allmählich auch die restierenden Einweihungen und Eröffnungen vollzogen waren. Sehr gelegen kam da der Ruf nach Magdeburg. — „Magdeburg“ — sagte sich August Lentze — „das ist dreiviertel des Wegs nach Berlin“ — und er hatte richtig gerechnet.

Den guten Barmern aber war's ein harter Schlag. Sie konnten ja nicht wissen, was alles August Lentze seinem Ehrgeiz schuldete; sie empfanden's nicht nur als Kontraktbruch, nein, als Untreue des Vaters gegen seine unmündigen Kinder.

Sintemalen jedoch man sich freiwillig nicht gern in die Nesseln setzt und klugerweise einen Mann nicht wegtadelt, der in hohen und allerhöchsten Notizbüchern vorgemerkt ist, so erhielt darum August Lentze eine Versetzungszensur, wie sie glänzender und schöner stilisiert nicht hätte ausfallen können:

„Ihre ungewöhnliche Sachkenntnis, Ihre klare Unparteilichkeit in der Führung sämtlicher Geschäfte, besonders auch in der Stadtverordnetenversammlung, wie in den Kommissionen, Ihre Durchdringung des gesamten Gebietes der städtischen Verwaltung war eine so ungewöhnliche, wie wir es nicht gehofft und nicht gehant hatten, dass es in einer Persönlichkeit vereinigt sein könne.“

So schied August Lentze von der Wiege seiner einstigen Größe, von der guten Stadt Barmen, die es unter seiner nur siebenjährigen, aber tatkräftigen und segensreichen Regierung auf 160 000 Einwohner und 160 Prozent Kommunalsteuern gebracht hatte.

In Magdeburg war's nicht ganz so lustig wie in Barmen. Aber es ging doch schneller als August Lentze gehofft hatte, denn Kreuzwendedich hatte ihn nicht vergessen. Erst im Herrenhaus das Referat zum Etat, dann winkte Düsseldorf — — oder gar sogleich ein Gehilfenposten im Ressort und zu den Füßen des Meisters: Kreuzwendedich sorgte treu!

Da kracht vor ein paar Wochen der große Eklat! Kreuzwendedich fällt — und im Sinken stammelt er — August Lentzes Namen! Der Ministerhenker stutzt, glaubt nicht richtig verstanden zu haben: Geheimrat von Lentze? — Nein — August Lentze! — — Da erinnert sich Majestät der Notizen von 1900 — — und meuchlings ist die Exzellenz kreiert.

Exzellenz August Lentze ist am Ziel. — Die Barmer haben nicht schlecht gestaunt! Hofprediger haben sie massenhaft nach Berlin geliefert, Minister noch nicht. Nur schade, daß eine so windige Konstellation ihn hochgehoben hat. Exzellenz August Lentze weiß hoffentlich, daß ein verabschiedeter preußischer Minister den Rekord an Ueberwindenheit schlägt — und wenn er auch vorher den Rekord an Gottesfurcht und Königstreue geschlagen hat.

## Der farblose Krieg

Von Otto Soyka

Der Apparat des modernen Krieges ist das Werk der seltensten Vollkommenheit. Die Technik des Zerstörens ist der des Schaffens vorausgeeilt, die Summe von Geist und Arbeit, die in Organisation und Ausrüstung der Wehrmacht zum Ausdruck kommt, hat kaum ihresgleichen im Bereiche der Kultur. Besäße die Institution keinen praktischen Wert, als vollendetes Produkt menschlichen Verstandes allein müßte man ihr Daseinsberechtigung zusprechen. Gerade diese kunstvollste und befriedigendste Schöpfung des Geistes findet niemanden bereit, sie objektiv zu würdigen, und jedes Urteil, das laut wird, ist von irgend einem Zweckstandpunkt aus gesprochen. Nur hier, wo Furcht und Argwohn dem Geiste keine Ruhepausen gönnen, und wo der Haß sein Ansporn war, konnte ein so wundervolles Kompositum von Mensch und Technik entstehen, das alle natürlichen Unzulänglichkeiten der Rasse zielbewußt zu korrigieren scheint. Die Entwicklung der Kriegstechnik gestattet unter anderem einen interessanten Schluß auf die Fähigkeit des Menschen, zu hassen. Jene Geschöpfe, die dem Haß am fernsten stehen, sind zweifellos dieselben, bei denen sich jeder Keim von Wut und Feindschaft sofort in Klauenhiebe und Bisse umsetzen darf. Tiger und Schlangen sind gewiß die gutartigsten Wesen, deren Inneres nichts von Feindschaft weiß. Den Haß kennt die Taube am besten. Kruppsche Kanonen und Stahlmantelgeschosse konnten nur von einer hochentwickelten Taubenart erfunden werden.

Bei der Verbesserung aller zum Kampf dienenden Mittel ist heute nur eine Stelle, die der Fortschritt nicht berührte. Alles, Waffen, Kleidung, Vorschriften, wurde geändert, ist verstandesmäßiger, zweckdienlicher geworden. Nur eines blieb. Das sind die altehrwürdigen Kriegs- und Schlachtfühle, die seelischen Monturstücke, die nun einmal zur Ausrüstung des Mannes zu gehören scheinen. Da muß stets eine gewaltige Ration von Begeisterung vorhanden sein, eine ansehnliche Menge von rührenden Gefühlen und schönen Ueberzeugungen, die alle als unantastbar gelten wollen. Der moderne Krieger schleppt noch immer den Glauben im Tornister mit, für die bessere Sache zu kämpfen, Haus und Herd, Weib und Kind zu verteidigen, für Symbole aller Art zu streiten. Ja, er trägt so viele Ahnen, daß fast die Gefahr vorhanden ist, er könnte das Tragen der Waffen vernachlässigen. Und allgemein herrscht der Aberglaube, daß dieser eiserne Vorrat von Gefühlen eben mitgeführt werden muß, um die Kampfesfähigkeit zu nähren. Das ist ein Irrtum. Dringend würde sich schon heute eine zeitgemäßere, praktischere Kriegsausrüstung für die Gemüter empfehlen; die noch geltende ist für Säbel und Lanze, für Balliste und Sturmbock komponiert. Sie paßt nicht mehr zum Infanteriegewehr und zur Feldkanone M. 5. Was hat die Begeisterung im modernen Krieg zu suchen? Als das Kriegführen noch



im Dreinschlagen bestand, hatte sie ihren Zweck. Begeisterte Hiebe waren stärkere Hiebe, die Wärme der Begeisterung setzte sich in Arbeit um, war nach Kilogrammetern zu messen. Sie bedeutete ein Mehr an Kraft für die Armee, und zwar einer Kraft, deren Herstellung im Vergleich zu der aus Fleischkost und Konserven erheblich billiger zu stehen kam. Aber heute? Soll der Mann mit Begeisterung zielen, mit Begeisterung den Hahn drücken, begeistert jede Deckung benützen? Das wäre verfehlt, und würde die erwünschten Treffergebnisse bedeutend vermindern. Und das eben ist die Lehre der Zeit für den bürgerlichen Beruf und für jede erfolgreiche Tätigkeit gewesen: Ruhe, Sachlichkeit, Pflichtgefühl. Kein Rausch, kein Zuviel an Wollen und Versuchen, verspricht Erfolg. Die Zeiten des Affektes sind vorüber, und ernste Arbeit wird nüchtern geleistet. Es ist ein schwerer Fehler, der Kriegsarbeit eine Ausnahmestellung anzuweisen. Auf die Errungenschaften von Nüchternheit und Pflichtbewußtsein bei der Erziehung des Soldaten zeitweise zu verzichten und den traditionellen Rauschzustand anzustreben. Auch der Beruf des Krieges erfordert heute jenen ganzen Mann, der seine Gedanken nur auf ihn, nicht aber auf ideale Dinge richtet. Mögen diese nun an sich vorhanden und sehr wertvoll sein oder nicht. Das bürgerliche Leben lehrt die Erfüllung von Pflichten. Die großen Leistungen unserer Zeit haben ihren Ursprung fernab von allen Symbolen und aller Begeisterung in der Pflicht. Es ist Unsinn, für den Krieg ein Gedankenreich zu schaffen, wo die Pflichten an zweiter Stelle, und aller mögliche, ehrwürdige Hausrat an erster steht. In jener ist der heute lebende Mensch zu Hause, hier hat er gelernt, seinen Mann zu stellen, und er wird ihn nur dann im Kriege stellen, wenn er merkt, daß er nicht plötzlich in fremden Regionen lebt, sondern es mit nichts anderem zu tun hat, als mit der alten, wohlbekannten Pflicht. Soll gerade die Armee für das Zuviel an Nüchternheit in allen anderen Lebenskreisen schadlos halten? Ueberall sonst: Zahlen, hier allein Gefühl. Mit einem Schlage steht man in einer anderen Zeit. Die poetische Einkleidung und der ganze Rausch, sie bergen die große Gefahr eines Mißverständnisses in sich, das folgeschwer werden kann. Sie könnten leicht zu der Annahme verleiten, es genüge die Paradegefühle mit sich zu führen; jene andere geistige Montur aber, die sonst im Lebenskampf getragen wird, sei nicht für den Krieg erforderlich. Nichts ist bedenklicher, als dem Soldaten die Situation als fremdartig und ungewöhnlich darzustellen, den Krieg als einen Ausnahmezustand, der neue und unerhörte Anforderungen an ihn stellt. Krieg und Frieden dürften nicht als Gegensätze erscheinen, denn sie haben das Gemeinsame der Arbeit. Es ist höchst unnötig, ihn außer mit Musik noch mit Hochgefühl marschieren zu lassen. Weit wichtiger wäre es, ihm zu Bewußtsein zu bringen, daß der Kampf und die Selbstverteidigung keine Steuer sind, die ihm eine Regierung auferlegte, daß diese Steuer von alters her auf jedem lebenden Wesen lastet, und die Form, in der sie heute entrichtet werden kann (Einschränkung auf die körperlich geeigneten Personen und bei diesen auf eine bestimmte Anzahl von Jahren) bereits eine der wertvollsten Errungenschaften des Staates, eine der wichtigsten Entlastungen für seine Angehörigen bedeutet.

Man bemüht sich seltsamerweise einer Armee Gutes nachzusagen, indem man ihre Gefühle lobt; man vergißt dabei häufig genug ihren eigentlichen Wert: die Arbeitsleistung, die von ihr repräsentiert wird. Jahrzehntlang hat diese Organisation die Arbeitsleistung von Hunderttausenden in sich aufgenommen; und ein Teil von diesen, der an Intelligenz und Arbeitsfähigkeit kaum einer anderen Gesellschaftsklasse nachsteht, hat die Leistung des ganzen Lebens in ihr niedergelegt. Diese ganze Summe einer ernsten Arbeit der Jahrzehnte ist in der Organisation der Soldaten aufgespeichert. Wie kann es dazu kommen, daß man das übersieht und Rauschzustände gegeneinander abzuwägen und nicht Arbeitswerte?

Eine solche kindliche Verknennung von Arbeitswert und der Arbeitskraft wird sich diese Zeit nirgends zuschulden kommen lassen, wo ihr die Arbeit in minder buntem Gewande entgegentritt. Denn diese Verknennung schließt ein gerade heute beispielloses Unverständnis für Arbeit in sich. Es

ist die Folge des Fehlers, daß man den Krieg und alles mit ihm zusammenhängende nicht im Lichte der Gegenwart sieht, sondern in einem mystischen Dunkel vergangener Zeit, und daß man, zögernd auch auf ihn die Lehren und das Wissen unserer Zeit zu erstrecken, mit veralteten Maßstäben an seine Beurteilung herangeht. Man mag die Vergangenheit ungern schwinden sehen, mag die bisherige Auffassung des Kriegswesens als letzten Rest schönerer Zeiten bewundern, in denen die Ereignisse mehr Glanz und Farbe hatten. Wer heute den Erfolg will, wird auch die Gesetze dieses Heute studieren müssen. Die Bilderbogen des Krieges haben sich stark verändert, seitdem in Europa die letzten Schlachten geschlagen wurden. Es wäre an der Zeit, auch an den psychologischen Bilderbogen, die noch die alte Malerei tragen, die notwendigen Korrekturen vorzunehmen.

## Nackte Kultur

### Schwarzer Spass

Von Paul Scheerbart

Schwipp! Da flogen die schwarzen Zylinder, die weißen Bäffchen, die Trikots und Chemisettes, die Frackschöße und die Aermelröcke, die Strümpfe, Krinolinen und all die andern Höllenhüllen auf die großen Scheiterhaufen rauf.

Die Flammen loderten majestätisch zum afrikanischen Himmel empor, und die schwarzen Herren und Damen aus Afrika umtanzten die lodernden Flammen wie die Besessenen.

Nackt waren die schwarzen Menschen — splitternackt.

Zehn Volksredner aus Europa hatten es fertiggebracht, ganz Afrika zu revolutionieren.

„Schwarze Menschen“! hatten die Volksredner gesagt, „Ihr müßt eine neue Kultur begründen. Laßt Euch von den Europäern nichts weiß machen. Die Europäer sind mit ihrer unnatürlichen Kultur sehr unzufrieden, da die vielen Kleidungsstücke den ganzen Menschen beengen. Werdet wieder nackt, wie ihr einstmals waret — und Ihr werdet plötzlich an der Spitze einer neuen Kultur stehen — an der Spitze der nackten Kultur — der „natürlichen“ Kultur — die dem Menschen gestattet, frei zu leben — frei von allem Plunder. Es lebe hoch der nackte Mensch mit der splitternackten Kultur! Hört Ihr schon was näher kommen? Hört Ihr noch nicht? Es sind die Maler und Bildhauer, die da kommen! Sie eilen aus allen Erdteilen herbei und wollen sich bei Euch niederlassen — da sie im nackten Menschen das echte und wahre Kulturideal erblicken. Das Fleisch ist der große Trumpf der Natur — die Kulturauster — also — hoch das schwarze Menschenfleisch! Hoch! Hoch!“

Und die Schwarzen entkleideten sich allesamt — und standen nun da in ihrer stolzen Nacktheit wie Adam und Eva im Paradiese.

Die schwarzen Leute umtanzten mit ihren schwarzen Weibern die Scheiterhaufen, auf denen all die lächerlichen Bekleidungsgegenstände endgültig verbrannten.

Und dann arrangierten die sämtlichen nackten Völker des heißen schwarzen Erdteils einen grandiosen Küstenreigen mit Pechfackeln. Die Kinder trugen die Peckfackeln.

Die Schwarzen faßten sich alle gegenseitig an die Hände und bildeten so eine mächtige Riesenkette — und die Riesenkette hatte die Form einer Landkarte von Afrika — denn diese Menschenkette drückte auf die sämtlichen Meeresküsten des afrikanischen Kontinents. Um die unzähligen Mohrenfüße plätscherte das Seewasser. Die Kinder mit den Fackeln jauchzten. Also zeigte sich die neue Kulturhorde den zurückgebliebenen Erdteilen in ihrer stolzen Nacktheit.

Die zehn Volksredner aus Europa standen ganz nackt in dem Aequatorsonnenschein und gratulierten sich händeschüttelnd, — dem hagersten von den zehn Volksrednern war allerdings die neue Kultur noch lange nicht nackt genug: und sie beschlossen, in Europa hundert Millionen Rasiermesser anfertigen zu lassen — alle Haare sollten rasiert werden — sogar die Augenbrauen und die Wimpern.

Die Schwarzen aber tanzten auf den Meeresküsten wie die Besessenen; sie drückten sich dabei immer fester die schwarzen Hände; die schwarzen Seelen dampften.

Das war ein Kettentanz!

Das war ein Befreiungstanz!

Das war das erste nackte Kulturfest mit flackernden Pechfackeln und bewegten Beinen.

Alle Mannsleute und auch die Weibsleute waren ganz aus dem Häuschen.

Alle Künstler der Erde klatschten Beifall mit ungeheurem Eifer.

Durch den kolossalen Schall entstanden viele Gewitter mit Blitz und Donner.

Die Rasiermesser kamen langsam näher — auf reichbeflaggten Regierungsdampfern.

In Timbuktu sollte den schwarzen Leuten das kunstgerechte gegenseitige Einseifen beigebracht werden; das Rasieren verstanden sie bereits — nur mit dem Einseifen wollte es immer noch nicht so recht gehen. Die Seifensieder freuten sich so — wie Künstler und Barbier.

## Das Nilpferd

Von Rudolf Kurtz

Sie gehen in einer Herbstnacht durch den Tiergarten. Die kahlen Bäume berühren Sie bei Ihren geordneten erotischen Verhältnissen mit keinem Sentiment. Sie gehen, um in dem seltsamen Witterungswechsel der Uebergangszeiten die Stoffverbrennung in Ihrem Körper intensiver zu empfinden, sich auf einem einsamen Wege als dynamisches Wesen von höchster Bewegungsfähigkeit zu Bewußtsein zu bringen. Die Windungen Ihres Gehirns füllt ein überhastiger Strom farbigster Lyrik: Da unterbricht Sie ein irrer Schrei in Ihren einsamen Abenteuern. Ein krächzender, verdammter, ein tropischer Schrei erhitzt Sie: die nordische Sentimentalität ist aufgesogen von der heiteren Trockenheit südlicher Provinzen — noch einmal dieser ferne, wilde Schrei, und Sie denken an Birubunga, wo Sie hätten Tiger jagen können, eine wirre Fabelkette heftigster, erregendster Erlebnisse, die mit beängstigender Schnelligkeit vorübersausen, über das Blachfeld Ihrer imaginären, ach so heroischen Abenteuer zucken die Schreie wilder Tiere, krächzt ein zusammengekauerter Vogel, in Erinnerung an einen hohen, ganz hohen Flug. Sie sind im Zauber verwilderter Vegetationen, gefesselt von unbeschreiblichen Tiersagen — mit einer jähen Bewegung fliegt der Kopf aus dem sorgsam emporgeschlagenen Kragen und Sie stehen in der frisch empfundenen Nachtluft, die Pfeife mit männlicher Energie zerbeißen, vor den berlinisch aufgefärbten Mauern des Zoo. Ihre Erlebnisse erwachen, sorgfältig distanziert von der phantastischen Meerfahrt von vorhin. Mit Zärtlichkeit gedenken Sie der Lamas, die Sie im Sommer in Begleitung des guten Doktors mit Zeitungen, Berliner Zeitungen fütterten, mit liebevoller Hingabe das langsame Zerschroten des Papiers betrachtend. Voll unsagbarer Bewunderung erinnern Sie sich der Elefanten, dieser unglaublichen Türme rührender Treue, ihrer gemessenen Würde und der besorgten Haltung ihrer nervösen Ohren. Und wie beruhigt es, sie schreiten zu sehen, die federnde Beweglichkeit dieser trägen Fleischmassen, den sicheren Rhythmus der Muskelbewegungen zu empfinden und die Reizbarkeit des spiralig gewundenen Rüssels. Mit einem innig empfundenen Ruck sind Sie in dem abgeschmackten Hause, wo das unglaublichste Wunder der Tierwelt sein magisches Dasein führt: das bewunderungswürdige Nilpferd. Denken Sie noch an die tiefe, fast religiöse Andacht, mit der wir vor diesem ungeheuren phantastischen Wesen standen? Dieses dämonisch gewordene Hausschwein, von einem betrunkenen Fleischerhirn nach einem mittelalterlichen Fabelbuch stilisiert. O, wie erbarmungswürdig erschien uns die Phantasie eines europäischen Karikaturisten, der dieses Geschöpf zu zeichnen begehrte, und wir dachten an einen flinken und doch nicht würdelosen Japaner, der mit ein paar heftigen deutlichen Pinselstrichen den breiten Kopf mit der ungeheuren Linie des Kinns hinsetzte, diese erregend perfiden Augen und den monströsen Hautlappen der Oberlippe, in dem eine ungeheure Kraft nervös spielt. Und dieser schwere, fettgeschwollene Körper — wie organisch, selbstverständlich steht er zu diesem Kopf, der wie ein faulender Baumstumpf voll grünlich verkrusteter Borke aus dem Wasser ragt. — Wir hören es schlürfen und niesen, sehen seine tappen-



den Schritte und ungestalten Bewegungen, empfinden mit Grauen und Staunen das tiefe Loch, das sein Hineinwerfen in das Wasser reißt, ahnen die ungebärdigen, überwältigend starken Bewegungen im Wasser und denken an die acht Linien, mit denen es der Japaner hinwarf — und bewundern nun, plötzlich erleuchtet, die zarte Organisation dieses Körpers, soviel verblüffender, fremder, unnatürlicher als der Elefant. Aus einem ganz dumpfigen Grunde ahnen wir, daß es dieses Wunderliche ist, was uns ergreift: dieses Künstliche, verwulstet Unzweckmäßige, während wir instinktiv wissen, daß diese atemberaubende Formlosigkeit ein subtil organisiertes Netz von Nerven durchläuft, daß ein Willensimpuls die vollendetste Zweckmäßigkeit in allen Teilen herstellt. Und dann werfen wir noch einen Blick auf das Nilpferd, wie es mit fast schwimmenden Schritten über die Fliesen schleicht, sich mit einer unbeholfenen Wendung in das Wasser hineinwirft, und ein Niesen und Pfeifen hören läßt, das die fabelhafte Kraft ahnen macht. O wie heiter und fröhlich erscheint neben diesem grauenhaften und unerklärbaren Wesen der Löwe, welcher angenehmer Repräsentant der menschenfreundlichen Tiere gegen diesen unbegreiflichen Feind. Wie selbstverständlich die Institution des Tigers, mit seinem durchaus möglichen, mathematisch sicheren Extérieur. Wer doch einen so behaglichen Hund hätte, wie diesen aufgereichten weißen Schneemann, der natürlich ein Eisbär ist. Fühlen Sie sich nicht erregt und in einer günstigen Disposition zu scherzen? Ah, Sie haben sich aus dem Irrgarten Ihres Gehirns herausgedrängt und eilen, von plötzlichem Frost und einer unwillkommenen, unmotivierten Sehnsucht ergriffen, in das Café K., wo Sie bei einem Grog von Arrak und fünf Stückchen Zucker, aufgesogen von einem dem menschlichen Organismus wundervoll angepaßten Korbstuhl, Gelegenheit finden, Ihr kleines Abenteuer aufzuschreiben.

## Oskar Kokoschka

Wir schreiten sofort durch den großen in den kleinen Zeichensaal, einen Zwinger von Bärinnen, tappischtänzelnde Weibskörper aus einem altgermanischen Festzuge; Meth fließt unter ihren Fellhäuten. Mein Begleiter flüchtet in den großen Saal zurück, er ist ein Troubadour; die Herzogin von Montesquiou Rohan ist lauschender nach seinem Liede als das Bärenweib auf plumpen Knollensohlen. Denn Treibhauswunder sind Kokoschkas Prinzessinnen, man kann ihre feinen Staub- und Raubfäden zählen. Blutsaugende Pflanzlichkeiten alle seine atmenden Schöpfungen; ihre erschütternde Ähnlichkeitswahrheit verschleiert ein Duft aus Höflichkeit gewonnen. Warum denke ich plötzlich an Klimt? Er ist Botaniker, Kokoschka Pflanze. Wo Klimt pflückt, gräbt Kokoschka die Wurzel aus — wo Klimt den Menschen entfaltet, gedeiht eine Farm Geschöpfe aus Kokoschkas Farben. Ich schaudere vor den rissig gewordenen spitzen Fangzähnen dort im bläulichen Fleisch des Greisenmundes, aber auf dem Bilde der lachende Italiener zerrt gierig am Genuß des prangenden Lebens. Kokoschka wie Klimt oder Klimt wie Kokoschka sehen und säen das Tier im Menschen und ernten es nach ihrer Farbe. Liebesmüde läßt die Dame den schmeichelnden Leib aus grausamen Träumen zur Erde gleiten, immer wird sie sanft auf ihren rosenweißen Krallen fallen. Das Gerippe der männlichen Hand gegenüber dem Frauenbilde ist ein zeitloses Blatt, seine gewaltige Blume ist des Dalai Lamas Haupt. Auch den Wiener bekannten Architekten erkenne ich am Lauschen seiner bösen Gorillapupillen und seiner stummen Affengeschwindigkeit wieder, ein Tanz ohne Musik. Mein Begleiter weist mit einer Troubadourgeste auf meinen blonden Hamlet; in ironischer Kriegshaltung kämpft Herwarth Walden gegen den kargen argen Geist. Auf allen Bildern Kokoschkas steht ein Strahl. Aus der Schwermutfarbe des Bethlehemhimmels reichen zwei Marienhände das Kind. Viele Wolken und Sonnen und Welten nahen, Blau tritt aus Blau. Der Schnee brennt auf seiner Schneelandschaft. Sie ist ehrwürdig wie eine Jubiläumsvergangenheit: Dürer, Grünewald.

Oskar Kokoschkas Malerei ist eine junge Priestergestalt, himmelnd seine blauerfüllten Augen und zögernd und hochmütig. Er berührt die Men-

schen wie Dinge und stellt sie, barmherzige Fingerringen, lächelnd auf seine Hand. Immer sehe ich ihn wie durch eine Lupe, ich glaube, er ist ein Riese. Breite Schultern ruhen auf seinem schlanken Stamm, seine doppelt gewölbte Stirn denkt zweifach. Ein schweigender Hindu, erwählt und geweiht — seine Zunge ungelöst.

Else Lasker-Schüler

## Gespräche mit Kalypso

### Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

**Aechtes Gespräch: Indes die Göttin krank liegt / Von den höheren Tonordnungen**

Fortsetzung

#### Der Junge

Mir klingt ja manches fremd und befremdlich an dem, was Du sagst. Du hältst also jene größere Form oder Zusammenhangsweise nicht für eine Urform der Musik; sie ist Dir keineswegs eine Art Urnebel, die sinfonische Ordnung, aus dem sich die größeren und kleineren Welten ballen und losreißen. Aber verzeih' mir: Du mußt mir das schon deutlicher sagen. Ich dachte nie über Musik nach.

#### Der Alte

Ich will Dir weisen, wie die Musik, ohne sich zu bannen, in die straffen, kurzen Ordnungen, und ohne sich aufzulösen, in die Riesenreihen, wie die große liedfremde Musik sich eine Ordnung gewinnt. Es stellt sich Musik dar in Nachahmung, Wiederkehr und veränderter Wiederkehr einer einzigen Tonfolge; stellt sich im Lied, Fuge, Kanon dar. Nun taucht die Frage auf: gibt es Musik zwischen zwei fremden Tonfolgen und beliebig vielen Tonfolgen? An dieser Frage hängt nicht gerade die große Musik, denn schon die eine Tonfolge kann sich unter kundigen Händen zu großer, sehr großer Musik entwickeln; aber der Tonfolgen gibt es viele, und es hieße, diesen Reichtum verderben lassen und willkürlich die Musik verarmen, wollte man nur eine Tonfolge zur Musikbildnerin machen. Schon die Veränderung bei der Wiederkehr ruft auf diese Bahn und spricht, indem sie ändert und nicht gleicht, die große Formel der Künste aus: von der Gleichheit aber in der Ungleichheit, von der Einheit aber in der Vielheit, von dem Zusammenhang, der um so deutlicher wird, an je mehr er sich erweist, gegen je mehr er sich erweist und gegen je ungleicherer er sich durchsetzt. Die große Musik ruht auf einer Ordnung zwischen verschiedenen aufeinander folgenden Tonverbänden. Zwar kann auch in der großen Musik der einzelne Tonverband seiner Neigung folgen und sich ausgliedern in Kanon, Fuge oder Lied, jedoch wird die umfassende Ordnungsweise die Glieder von solcher Ausbildung gern fernhalten, die nicht im Wesen der Gesamtordnung liegt und den Schein gereihter kleiner Musik erweckt.

#### Der Junge

Also Du fragst, wie sich fremde Tonfolgen verknüpfen können? Laß mich denken. — Wenn ich zwei Bilder habe und will sie an eine Wand hängen —, verzeih' mir: ganz fremd können und dürfen Deine beiden Tonfolgen nicht sein, wenn sie Musik schaffen wollen. Fremd, das heißt beziehungslos, gleichgültig gegeneinander; denn Musik soll ja eine Zusammenhangsweise der Töne sein, und Du forderst unmögliches von ihr, die das Beziehungslose — beziehen soll. Fremd, dies kann nur sein: nicht gleich, und nicht nur verändert. Aber welche Beziehung bleibt ihnen dann? Nicht Gleichheit, nicht Ähnlichkeit, — Gegensatz?

#### Der Alte

Wohl, dies ist eins. Erfäß aber noch einmal, was die Formel der Künste aussprechen wollte, den Gedanken von dem — Gedanken, von dem Zusammenhang, der um so mächtiger ist, an je mehr er sich erweist und gegen je ungleicherer er sich durchsetzt. Die Vielheit der ungleichen Tonfolgen wird ihre Grenzen haben an — uns; unser Gedächtnis höhnt dem Willen der Kunst, — wo wir nichts festhalten können, setzen wir weder Gleichheit noch Unterschiedlichkeit an. Und so findet auch das Fremde, das Ungleiche, wie Du klug erfäßt, seinen Zaun und seine Mauer

in der Kunst; — ganz Beziehungsloses kann nicht zusammengehängt werden. — Aber dies ist uns schon wichtig: der Gegensatz eint. Und auf Einheit fußend hat er den Vorzug, daß er den Unterschied des Unterschiedenen aufs schärfste hervorhebt. Er stellt die Grundform des Fremden und doch Bezogenen dar; seine Macht ist darum groß in aller Kunst. Denn darin hängt alles: den Reichtum in satter Fülle zu zeigen und doch in dem Prunken der Spangen und Mäntel, in dem überladenen Pomp der Heerscharen den König und zuerst ihn sehen zu lassen. — Es scheint, als ob sich hier ein Gesetz entwickelt habe, das die Kunst aus sich heraus bildungsfähig macht: Nun folgt auf das Langsame das weniger Langsame und Rasche, das Leise zieht das Kräftiglaute an, und so bei den weiteren Bestimmungen der Töne, wodurch die Abwechslung, besser eine Unendlichkeit des Mannigfaltigen gewährleistet wird. Und in der Tat ist dies ein solches Gesetz, sofern überhaupt Gesetze bilden. Aus sich heraus aber fließen Töne nicht; das Gesetz schafft keine Handlungen, sondern richtet sie. Vielartig sind die Bindungsweisen niederer Ordnung, welche die Musik kennt, überbestimmt fast bis zur Unbestimmtheit sind die einzelnen Tonfolgen: So findet das Gesetz der Mannigfaltigkeit als wählendes reiche Tätigkeit. Bald drängt sich diese, bald jene Bestimmung richtunggebend hervor; das ist natürlich ein Narr, der etwa glaubt, die Musik erfolge nun aus sich, und nicht vielmehr aus dem Musiker. Schon weil er die jeweilig richtunggebende Bestimmung wählt.

Nach dem Gesetz des Gegensatzes und der Mannigfaltigkeit, das ganz im allgemeinen herrscht, hebe ich eins heraus, das, ihm untergeordnet, besonders die Einheit sucht mit Hilfe des Wirklichkeitswertes der Tonfolgen. Diese Tonfolge führt zu einer anderen und dritten fremden, verschiedenen, indem sie folgerichtig gerade die Ordnungsweise, welche die Wirklichkeit stellt, entwickelt, mehr oder weniger anekdotische, epische Stimmungs-, Seelenbilder entwirft. Sie führt dicht an die Reihemusik. Und so gibt es noch vielerlei Regeln und Gesetze, aus den Werkzeugen und so weiter. Bald tritt die Wirksamkeit dieses, bald jenes Gesetzes mehr in den Vordergrund; die Musik ist überaus zusammengesetzt, und man wird ihr mit einseitigen Bestimmungen und Regeln nicht gerecht. Vieles berücksichtigt der Musiker, und Alles führt ihn auf einmal; wenn auch die Musiker sich in der Bevorzugung der verschiedenen Ordnungsweisen unterscheiden und gruppieren. Hier klingt eine Tonfolge: Das Gehen eines Kriegers, mein' ich, dient ihr zur Ordnungsweise, gibt ihr den schärferen Sinn, macht sie höher musikalisch; diese Folge windet sich zierlich mit geschnürten Hüften, schlankem Halschen, spitzen Füßchen, — begreiflich, daß sie weiter balanciert, daß hohe, rasche Figuren leichte Spitzen über sie werfen, daß ein Brummbaß gegen sie antapert, sie zärtlich verdreht, verstimmt; sie kreischen und kichern; eine andere Folge hat Seufzer in sich getrunken, nun schleicht und kriecht es ohne Ende. Die Faust schwingt diese Folge, höhnt und droht und läßt sich nicht besänftigen. Bekümmert und schämig bleibt diese auf dem Flecke stehen, geht nach ein paar Schritten immer wieder zurück und im Kreise wie ein verlassenes Mädchen. Ueberblickst Du ein längeres Musikstück, so wirst Du finden, daß die Fortführung der Tonfolgen auf sehr wechselnder Grundlage geschieht. Jetzt wird mit einem zagsaften Zwie- und Zwitschergespräch begonnen, jetzt fordern die singenden Saitentöne eine Abwechslung in aufschmetternden Trompeten, die ihren Glanz und ihre Eigenart erst gegen dumpfe Holzbläser erweisen wollen, um wieder die Saitentöne hervorzuheben zu lassen; jetzt ladet eine kleine Tonfolge zu breiter, liedähnlicher Ausführung ein; nachdem in wechselnder Stärke gespielt wurde, gilt es nun, auf gleichmäßiger Höhe zu bleiben und ruhig fortzuspinnen. Bei Anwendung dieser einfachen, sehr einfachen und begreiflichen, doch wechselnden Regeln des Zusammenhangs spielt naturgemäß der Charakter, das Temperament, die Eigenart des Musikers die Hauptrolle. Du mußt mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, die Musik trüge ihre Gesetze nicht in sich, sondern im Musiker. Ich will mich nicht verstecken hinter dem Herrichter, — das mögen andere tun und schwätzen von dem schöpferischen Willen —, vielmehr hat ja alles Betrachter der Kunst eben diesen Sinn, Herr zu werden dieses Herrn, dieses





Zeichnung von Samuel Fridolin

## Schlechte Dichter II / Hermann Sudermann

anscheinend unfassbaren Herrn, den Künstler zu überwinden in der Kunst. Und wie könnte ich von Formen und Zusammenhangsregeln sprechen, gäbe es für mich nicht etwas, das über dem einzelnen Künstler stände, das sein Tun als Kunst erscheinen läßt: das macht die Gesamtheit der gesetzten Regeln und Darstellungsweisen seines Stoffes. Aber dies ist ein Schiwert, das seinen Krieger verlangt. Dieses Herrwerden hat sein Ende und seine Grenze; einmal schließlich stoße ich auf den Quell, der immer neu fließen muß, sollen diese Bildungen nicht vertrocknen, soll nicht alles zu Rätseln und toten Hieroglyphen werden.

### Der Junge

Ich folge Dir gern. Wenn also das Wählen des Musikers, sein mehr oder weniger besonderes Seelenerlebnis, es im bestimmten Fall erklärt, warum dieses Langsame sich hinwendet jenem weniger Langsamen und so fort, wenn dies also die zwei, drei fremden Tonfolgen bindet, so müßte letzten Endes in der großen Musik auch irgendein Erlebnisplan gemeinsame Zusammenhangsregel aller Teile eines Werkes sein. Denn es bedarf einer gemeinsamen Ordnung für alle so verschieden geordneten Fortführungen, die zerflattern würden. Oder wie denkst Du? Ein wirklichkeitsvoller Erlebnisplan

wäre wohl einseitig, unelastisch und gewalttätig, auch gediehe Musik leicht zu einem Schatten der Wirklichkeit.

### Der Alte

Nicht ich sprach von einem Erlebnisplan. Wirklichkeitsvoll? Wirklichkeitsvoll nenne ich diese Musik. Einen sonderbaren Musikanten heiße ich solchen Tollhans, der sich Fetzen, Balken und Bretter aus allen Ecken stiehlt, sie hinter seinen Zaun auf einen Haufen wirft, mit seiner Leibfarbe bemalt; nun hat er etwas getan. So weit geht sein Recht über die Musik nicht. Nichts hat die Wirklichkeit, die des erlebenden Musikers, von der ich sprach, mit dieser, der Schlachten und Naturlaute zu tun; die niederen Zusammenhänge und Fortführungen gibt sie, aber ein bloßer Guckkasten ist kein Erlebnisplan. (Er geht ans Wasser und wirft Kiesel hinein. Pause.) — Ich bin im Zorn. Ich hasse die, die von der Welt glauben, sie wäre ein blindes, blödsinniges Weib, Besessene und Bacchantin, die stückweise lalle; ich hasse die, die den Künstler einen übersprudelnden Lügner, Dichter und Bettler sein lassen, der die Blödsinnige in seine Kleider hineinzwingt. Der Widerspenstigen Zähmung: Das Thema der Welt; seine Spieler: die Besessene und ihr Bettelmann! — (Gelassener.)

Genug. Sieh', es sind nur Reihenbildungen, wo solch falscher „Wirklichkeitsplan“ der Musik zur Ordnungsregel dient. Von Bildungen, die mehr oder weniger reihen, führen Stufen zur wirklichen Ordnung, die dem Lied, der Fuge zustrebt. In Schauspielen, Gesängen haftet die Musik derart ganz an dem, was die andere Kunst mit ihren anderen Gesetzen und Regeln geformt hat. Sie selbst kommt nicht zur Sprache, sie will sprechen, aber ehe sie den Mund auftun kann, huscht eine neue Erscheinung jener fremden Kunst an ihr vorüber, daß ihre Stimme vor Staunen erstickt. Eine magdhafte Musik, doch zurückhaltend kann sie auch heißen, keusch, weil sie nur zögernd den Dingen naht und von sich schweigt; schmiegsam schaut sie mit blinden Augen auf ihren Herrn; sie erzittert bei seinen Schritten, weiß nicht, warum er poltert; lächelt, wenn er ein sanftes Wort spricht. Diese Musik wird nur ein „Ach“ und „Oh“ geben; sehr erniedrigt muß sie, kaum Kunst sein.

### Der Junge

Ich weiß eine Kunst wie diese, die sich dienstbar macht wie diese, magdhafte ihren Herrn ziert, keusch heißen mag, da sie alles kennt außer sich.

### Der Alte

Du zielst auf die Wortkunst?

### Der Junge

Auch auf sie könnte ich zielen, — auf manche Wortkunst. Doch ich meine sie nicht, — näher suche ich, — die Bühnenkunst. Sie hängen Flitter auf Flitter, Bretter bauen sie auf, die sie größtensinnig als Welt gebärden. Sie suchen die Täuschung, das ist noch nicht die Kunst. Nun tadle ich nicht die, welche wahrhaft eine Wirklichkeit wiederholen, — aber lachenswert heiß ich ihr Tun, wenn sie mich täuschen wollen, als wäre ich der Spatz des alten Meisters und sollte seine gemalten Kirschen picken. Auch eine Rübe preise ich, wenn sie zum Verwechseln gemalt ist, nicht durchaus höher, als die zerfetzte Göttin: es gibt viele, höhere und niedere Ordnungsweisen in allen Künsten, nicht eine, nicht die; wer will eine so unbedingt hervorstellen? Wohl aber muß der Künstler seine Kunst recht verstehen, zunächst das Material kennen lernen, zu Satzungen gelangen, welche die einzelnen Fähigkeiten oder Bestimmtheiten des Materials in anerkannter Weise regelt. Man darf zunächst nicht mit dem Ton malen wollen, oder mit dem Stein klingen; darf nicht von der Wirklichkeit, sondern muß von dem Material ausgehen. So müßte die Bühnenkunst zunächst erkennen, daß Täuschung nicht möglich ist, und weiter, daß sie sinnlos ist und dem Stolz einer Kunst nicht entspricht. Erst später alles andere. Da wächst dann dieser peinliche, entsetzlich kinderhafte Streit und das Gefasel von einer Kunst, die zur Natur werden soll, — als wäre dort oben schon eine Kunst; da gibt man sich selbstmörderischem Bemühen hin, und statt die Natur zu hassen und zu lieben, „spiegelt“ man sie. Man lerne erst das Einmaleins, ehe man Kaufmann wird; man mache die Bühnen nicht zu einem Museum. Unnatürlich soll alles sein, das heißt: stoffgewachsen, nicht naturgewachsen, denn das ist Kunst. Die Bühne bleibe Bühne, man finde der Bühne ihre Gesetze und ihre Natürlichkeit. Besser als die Flitterbühne findet sich die alte zurecht mit ihren Täfelchen; sie tut aber wie die Rübe und die Göttin: hier zu viel, dort zu wenig.

Schluss des achten Gesprächs in Nummer 22

## Zur Tötlichkeit des Sächselns

Von Mynona

Ein Vogelverkäufer, namens Willi Ohnemann, ein Mensch ohne alle heroischen Charakterzüge, aber mit starkem Geschäftssinn, so daß er längst nicht mehr sonderlich auf die Gefühlswirkungen seiner Sprech- und Singvögel achtete, sondern in diesen gefiederten Gefangenen nur noch bloße Geschäftsgegenstände sah, war so gewohnheitsmäßig stark mit einer Frau aus Sachsen verheiratet, daß es ihm erst wieder auffiel, als er es aufhörte zu sein: Frieda geb. Ritter starb wie ein Weib stirbt, welches sich sehr lange mit Vögeln wie mit Kindern abgegeben hat. Sie starb, wie wenn sie sich mauserte, mit irgendwelchen Flügeln krankhaft zuckte; ihr letztes Röcheln klang wie: piep! Ihr Gatte kam von ihrem Leichenbegängnis um die



Abendzeit in sein Geschäftslokal zurück. Er überdeckte die Käfige der Vögel mit Gaze und Tüchern und setzte sich vor sein Pult, um zu rechnen. Gleich darauf ließ er die Läden herunter und verschloß die Türe. Als er nun mit seiner kleinen Lampe in der Hand sein Schlafzimmer aufsuchen wollte, krächzte ein Vogel im sächsischen Tonfall seiner verstorbenen Frau: „Willi wach auf! 's ist Zeit!“ Willi Ohnemann fuhr der Schreck so in die Glieder, daß er die Lampe niedersetzen mußte. Der taktlose Papagei hing, ohne Käfig, nur an einer Kette befestigt, in einem Ringe. „Willi wa — —“ — „Ruhe!“ brüllte Willi ihn an, es ergriff ihn eine furchtbare Wut; wie denn die Natur zuweilen Zorn mit Tränen, wie Feuer mit Wasser gern kämpfen läßt. Ob nun hier die Tränen, also das Wasser, siegte? — Willi kettete Papchen los und nahm ihn mit in sein Schlafgemach. Solche rührenden Züge an starken Geschäftsleuten sind recht selten, bedürfen wahrlich der Aufzeichnung. Der nächste Vormittag brachte ein recht scheckiges Aprilwetter, das Sonnenlicht spielte Kuckuck mit den treibenden Wolken, der Regen klatschte bald nieder, bald schien er wie nach oben gesprüht in der Luft hängen zu bleiben. Ohnemanns Läden blieb geschlossen, die Vögel hörte man drinnen konzertieren. Ein gewisser Blaffke verlangte durchaus Einlaß und pochte dringend gegen die Läden! Die Vögel kreischten. Blaffke ging durch den Flur nach hinten und klingelte am Privateingang. Ohnemann blieb stumm. Blaffke wurde gedankenvoll und ging zur Polizei. Man öffnete. Am Fensterriegel des Schlafzimmers hing Ohnemanns Leiche. Im Bett zur rechten Hand regte sich etwas mit einer Schlafhaube. Das war Papchen, der Frau Ohnemanns (selig) Schlafhaube um den Kopf gewickelt trug und ihr Hemd anhatte. Als Blaffke ihn von diesen ihm nicht anstehenden Wäschestücken befreit hatte, rief der Papagei mit einer Energie, die gar nicht schlecht war: „Willi! Wach auf! 's ist Zeit!“ Er sächselte so natürlich, daß alles in den April geführt wurde, zwischen Lachen und Weinen.

## Von Erfolgen österreichischer Literatur

Vor etwa vierzehn Jahren schickte ich zwei Gedichte an Auguste Groner, die damals eine Jugendzeitung, eine Wochenbeilage eines Wiener Blattes, redigierte. Sie hat die Gedichte nicht veröffentlicht, ernannte mich aber zu ihrem Mitarbeiter. So viele auch, alles erwachsene Menschen, ihr Schreiben lesen mußten, keinem war der Wiener weibliche Conan Doyle bekannt. Das war vor vierzehn Jahren. Heute wird schon ihr Name in Oesterreich in jedes Kindes Mund sein. Ohne Zweifel, wird doch jetzt ihr jüngstes Werk, „Mene tekel — eine seltsame Geschichte“, in nicht weniger als drei fremde Sprachen übersetzt. Und es sind schon mehrere ihrer Werke ins Dänische übertragen worden. Aber das spricht wohl nicht nur für deren

Wert, sondern gewiß auch für den Bildungsdrang der Dänen. Vor vierzig Jahren vermittelte ihnen Jacobsen eine genaue Kenntnis Darwins, indem er diesen in ihre Sprache übertrug, heute lesen sie schon die Kriminalromane der Auguste Groner.

Welch eine Ehre für die österreichische Literatur. Und die Hoffnung steigt, daß sie, gleich dem österreichischen Kellner und Schneider, in aller Welt zu großer Popularität gelangen wird; hat doch die amerikanische Schriftstellerin Grace Isabel Colbron in einem jüngst in der Newyorker Zeitschrift „The Bookman“ erschienenen Artikel „Der Kriminalroman in Deutschland“ der Groner den ersten Platz angewiesen. Mehr noch, die Newyorker Verleger Duffield and Cie., angeregt durch diesen Artikel, haben den Entschluß gefaßt, einen Band Gronerscher Kriminalromane unter dem Titel „Joe Müller, Detektive“ herauszugeben. Darüber große Freude im Lager all der guten Deutsch-Oesterreicher, die in gewissen Produkten der schwarzgelben Literatur die nationale Eigenart und das Delikate eines Rahmstrudels oder eines Wiener Rostbratens wieder erkennen. Namentlich ein Professor Kopallik, dem gewiß keine Zeile der Eschenbach fremd ist, und der voll der Erwartung wäre, daß mit Bartsch der österreichischen Literatur eine Regeneration werde, wenn sie eine solche notwendig hätte, begrüßt in einer Wiener Illustrierten Zeitung mit tiefer Genugtuung den amerikanischen Erfolg. Er wünscht jedoch auch, daß es in Oesterreich zu einer patriotischen Aufgabe werde (gewöhnheitsmäßig spricht er von Aufgaben) die ausländischen Verleger und berufsmäßigen Uebersetzer auf die heimatischen Schriftsteller aufmerksam zu machen. Diese hinwider sollen im Wege der erzählenden Kunst Orientierung verbreiten, Aufklärung schaffen, Liebe zu ihrem Lande wecken. Es soll mit der Verbreitung der österreichischen Literatur im Auslande zugleich der so verbreiteten betrübenden Unkenntnis über die geographische Lage der Donaumonarchie, wie auch der Unterschätzung seiner hohen Kultur der Boden abgegraben werden. Der Herr Professor findet es beklagenswert, daß Oesterreich in den transatlantischen Staaten vielfach als eine Provinz Deutschlands oder als entlegener Balkanstaat gilt. — Dieser falsche Begriff von der geographischen Mission der Donaumonarchie bestätigt aber die Tatsache, daß ihre Kultur zum größten Teil ein Zerrbild ist — unverbrauchter germanischer Schwächen und entmannter orientalischer Kräfte. Davon wird man nur wenige k. k. Professoren überzeugen können. Ganz gewiß nicht Professor Kopallik, dessen hohe Meinung von einer österreichischen Schriftstellerin ihren Gegenpol in der allerhöchsten Auszeichnung findet, die auch ihrem zwanzigsten Roman zuteil wurde, seiner Einreihung in die Familien-Fideikommißbibliothek.

Man muß gar nicht die Spürnase eines Detektives besitzen, um unter den Büchern der zeitgenössischen österreichischen Literatur eins herausfinden zu können, das man einem Deutschen von Geschmack zum Lesen empfehlen kann, man darf

sogar mit ruhigem Gewissen die Uebersetzung in diverse fremde Sprachen propagieren.

So segelt unter der trügenden Vignette „österreichische Literatur“ die Massenware einer Unterhaltungsschriftstellerin nach Amerika, begleitet von den Segenswünschen eines literaturanalphabeten Professors.

Berlin und Wien liegen nur so weit auseinander, daß jemand, der in Wien am frühen Morgen in seinem Leibblatt den Bericht über eine lumpige Berliner Premiere liest, am Abend des gleichen Tages noch rechtzeitig genug nach Berlin kommen kann, um ihr auch beiwohnen zu können.

Aber während nahezu ein Jahrzehnt notwendig war, daß von Wien nach Berlin der Name Karl Kraus dringe, eines Mannes, der in einem Heft seiner Zeitschrift mehr Geist und Witz verschwendet, als die gesamten österreichischen Rodationsliteraten abzusondern imstande sind, genügte eine gar nicht viel längere Zeit, um den Yankees Kunde zu bringen von Joe Müller, Detektive, dem Phantom einer Auguste Groner.

J. A.

## Der Fall Nissen

Die Erwiderungen, mit denen Herr Nissen die Anklagen meiner Broschüre zu beantworten glaubt, enthalten nichts weiter als seine beliebte Methode, systematisch den Gegner durch nebensächliche Einwürfe zu verwirren, von den Hauptpunkten abzulenken und im übrigen dreist und gottesfürchtig abzuleugnen. Ich halte es deshalb überflüssig, mich in Polemiken über Einzelheiten einzulassen.

Hingegen: die Infination, ich hätte die Broschüre auf Bestellung gegen Bezahlung geschrieben, erkläre ich für eine raffinierte Verleumdung, die sich Herr Nissen glatt aus den Fingern gesogen hat. Mit seiner bekannten Gewissenlosigkeit und Lügenhaftigkeit sucht Herr Nissen wieder einmal seinem Gegner die Ehre abzuschneiden, weil er die eigene sonst nicht länger retten kann.

Ich habe für meine Broschüre weder ein Honorar oder etwas ähnliches erhalten, noch bin ich an ihrem buchhändlerischen Erfolg pekuniär interessiert. — Ich denke nun doch, daß Herr Nissen sich der gerichtlichen Klarstellung nicht länger entziehen kann.

Einstweilen erklärt Herr Intendantzrat Ledner an die Zeitungen:

„Ich beziehe mich auf die seinerzeit in der Nummer Ihres Blattes vom 12. Dezember 1905 veröffentlichte Erklärung des Herrn Direktors Max Reinhardt, in der es heisst: „... Die Direktion des „Neuen Theaters“ kann Herrn Nissen den Vorwurf der bewussten Unwahrheit nicht ersparen und hat den lebhaften Wunsch, dass Herr Nissen ihr Gelegenheit gibt, diesen Vorwurf vor Gericht mit Dokumenten zu erhärten...“ Diese fünf Jahre zurückliegende Erklärung Reinhardts gegen Nissen mache ich heute zu meiner eigenen.“

Emil Ledner.“

Ich unterschreibe mit:

Karl Vogt.

Verantwortlich für die Schriftleitung:  
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE



# KOSMIN



Wenn das von Ihnen bisher gebrauchte Mundwasser zu Ende ist, so empfehlen wir Ihnen, an dessen Stelle einen Versuch mit **Kosmin** zu machen. Sie werden finden, daß Sie dieses in ganz besonderem Maße befriedigt, denn **Kosmin** hat überaus erfrischenden Wohlgeschmack, konserviert die Zähne und kräftigt das Zahnfleisch. Flasche Mk. 1.50, lange ausreichend, überall käuflich.




# NEUE SECESSION BERLIN 1910



**AUSSTELLUNG  
ABGEWIESENER  
KÜNSTLER  
DER  
BERLINER  
SECESSION.  
IN DER  
GALERIE  
MAXIMILIAN  
MACHT.  
BERLIN. W. 50.  
RANKE STR. 1.**

**EINTRITT  
1 Mk**

•TAPPERT•



nürfe und Zeichnungen  
zu  
wirksamen  
Anzeigen  
Durch das  
Annoncen-Bureau  
**Alfred Bock**  
Berlin W 35, Potsdamerstr.  
411

**Die sparsame Hausfrau** legt großen Wert auf die Wohnungsbeleuchtung! Rechnen Sie sich aus, was Sie im Jahre für den Bedarf an Glühkörpern ausgeben. — Wie oft kommt es vor, daß der Körper schon beim Abbrennen entzweit geht. — Nehmen Sie einen guten Rat an und verwenden Sie nur **Hartalin-Glühkörper D. R. P. 203467**

Diese Körper besitzen den Vorteil, daß Sie dieselben wie ein Tuch zusammen-drücken können, ohne daß der Körper darunter leidet. Hartalin-Glühkörper haben eine Leuchtkraft von 100 K. und Sie erzielen damit eine Gasersparnis von 50%. Brenndauer gar. 1 Jahr. REFERENZ! Für die Straßenbeleuchtung Berlins bereits über 200.000 Stck. geliefert. Versuchen Sie es mit einer Probestandung von 3 Stck., Preis p. Stck. 50 Pfg. od. verlangen Sie den Besuch unseres Vertreters

**Versandhaus Chem. und Techn. Nehenlten**  
BERLIN SW. 68 Kochstraße 72

## Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die **Bodengesellschaft des Westens, Mauerstr. 86-88**  
Telephon I, 7497

### Privatbeamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrl. Verleihung m. Korporationsrecht. ausgestattet.

**DEUTSCHEN PRIVAT-BEAMTEN-VEREIN ZU MAGDEBURG**

Zirka 28 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen u. Zahlstellen.

Neben Pensionskasse, Witwenkasse, Waisen-kasse, Begräbniskasse und Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen :: :: ::

Gesamtvermögen: Ueber 16 Millionen Mark Halbjährl. Beitr. 3 M. :: Man verl. Prospekt.

### DER DEMOKRAT

Wochenschrift für freiheitliche Politik / Kunst und Wissenschaft

Erscheint jeden Mittwoch

Nummer 10 Pf. / Quartal M 1  
Probenummern frei d. G. Zepler  
Charlottenburg Bismarckstr. 103

**:: PROBENUMMERN ::**  
umsonst u. portofrei durch die  
Geschäftsstelle „DER STURM“

### Berufen Sie sich

bitte bei Einkäufen auf die  
Anzeigen dieser Zeitschrift

### DARLEHEN

reellen Leuten jeden Standes. Auch gegen Möbelbeilehung, Kunst-Gegenständen, ohne abzuholen. — Offizieren, Kavallieren, Beamten Geld in jeder Höhe. — Beschaffung von Hypotheken auf berliner und auswärtige Grundstücke. — Kauf und Beilehung von Hypotheken, Erbschaften, Sparkassenbüchern, Lombardscheinen, Mietzessionen. — Schnelle, gründliche, diskrete Erledigung. :: :: :: :: ::

**WILHELM MEYER :: Bank-Kommission**  
BERLIN S 14 Stallachreiberstrasse 56 II  
Sprechzeit 10—12 und 4—7 :: Fernsprecher: Amt IV 6785

FORDERUNGEN KAUF UND ZIEHT EIN

**INCASSOBANK EWALD VON HAEUSSLER**  
BERLIN N. 54, Veteranenstrasse 19 :: Telephon Amt III, 8164

DETECTIVABTEILUNG: Ermittlungen, Beobachtungen,  
Heranschaffung von Material in Civil- und Strafsachen

Reserviert  
für die Firma

**Georg Schmidt & Co.**  
Metallwarenfabrik  
BERLIN S. 42, Brandenburgstr. 11



## Die Fackel

HERAUSGEBER  
Karl Kraus

:: Werbeband ::  
210 Seiten stark  
Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTICH



# KUPFERBERG RIESLING



Es ist nicht mehr als logisch, daß ein Stillwein, welcher schon als solcher unerreicht dasteht, als Sect seine höchste Vollkommenheit erlangen muß. —

Unsere neue Marke "Kupferberg Riesling" besteht aus hervorragenden Weinen der Riesling-Traube, welche allgemein als die edelste Traube der ganzen Welt anerkannt wird. Kein Land erzeugt Weißweine, welche sich annähernd mit unseren deutschen Riesling-Weinen messen könnten. —

**Chr. Ad. Kupferberg & Co.**

Hoflieferanten MAINZ Gegründet 1850

*Ueber Bedeutung von "Riesling" gibt unsere neue Broschüre interessanten Aufschluß.*

## Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung / Berlin W

Potsdamerstrasse 113 Villa II

Ausstellung von deutschen Meisterwerken:

Böcklin □ Leibl □ Thoma □ Liebermann □ Trübner etc. etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet